

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 35

Artikel: Der reiche Vagabund
Autor: Aellen, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647121>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das junge Brautpaar

Von Georg Pongratz.

Es gibt heimliche und offizielle Brautpaare. Von den heimlichen weiß es jeder, von den offiziellen hat es jeder gleich gewußt. Mehrere Tanten streiten sich um den Ruhm, die beiden zusammengebracht zu haben. Es sei eine Liebe auf den ersten Blick gewesen.

Von ihm wird gefragt, was er ist, von ihr, was für eine sie ist. Man findet, daß sie sich sehr glücklich ergänzen, und sagt ihnen, es sei eine selige Zeit. Man erwartet von ihnen, daß sie sich ununterbrochen verstoßen anlächeln, und läßt sie betont allein.

Das Brautpaar benimmt sich daraufhin möglichst herb. Es bittet, Ausdrücke wie junges Glück, liebster Himmel, Pärchen, junge Leutchen zu unterlassen und versichert, sie wären beide keine kleinen Kinder mehr. Am grauenvollsten erscheint ihnen das Wort Bräutigam, so dumm und vollgeessen. Doch macht es ihnen Spaß, wenn sie in Geschäften als „Herrschaften“ tituliert werden.

Immer von neuem wundern sie sich, daß auf der großen weiten Welt gerade sie sich gefunden haben. Sie erzählen sich genau, wie das zugeht, und gestehen sich jeden Gedanken, den sie dabei gedacht. Und dann wundern sie sich von neuem.

Alles erscheint ihnen wunderbar: daß ihre Namen gleichviel Buchstaben haben, daß sie am 11., er am 12. geboren ist, daß sie beide gelbe Rüben ablehnen und für J. S. Bach schwärmen. Stundenlang vermögen sie über Photo-Alben zu sitzen, zeigen einander Erinnerungs-Stätten, lehren einander die Verwandtschaft kennen, suchen aber endlich doch immer nur sich und finden diese Aufnahmen, an der Wirklichkeit gemessen, im Grunde allesamt herzlich schlecht. Sie entwenden ihren Eltern frühe Kinderbilder, auf denen sie in ein Fell gebettet hilflos in die Luft strampeln, und tragen diese Abbilder des geliebten Wesens als einen großen Schatz fortan bei sich.

Er fängt plötzlich wieder an zu dichten, und sie interessiert sich auf einmal für Rezepte, für das Bügeln von Kragen und für die Kunst, Strümpfe zu stopfen. Sie finden das alles ungemein poetisch. Sie malen einander aus, wie schön sie es zusammen haben werden und wie sie noch im spätesten Alter miteinander glücklich sein wollen. Ueberhaupt springen sie in ihren Gedanken von den nächstliegenden sachlichen Fragen gern ab in das unbestimmt Zukünftige.

Getrennt schreiben sie einander ellenlange Briefe und erfinden darinnen immer neue Ueber- und Unterschriften, Rosenformen, die auf i enden, oder noch herrlicher ganz einfach: liebe Frau, lieber Mann. Ihre Schriften werden auf geheimnisvolle Weise einander immer ähnlicher, obwohl er deutsch, sie lateinisch schreibt. Sie machen einander Vorwürfe, wenn sie zu gut schlafen, und möchten dann wenigstens von einander geträumt haben.

Von Freunden haben sie viel Spott auszustehen. Sie werden daran erinnert, daß sie nur einen Blonden oder er nur eine Große heiraten wollte. Das stimmt nun gar nicht. Auch wird mit Hallo bemerkt, daß sie auf einmal tapfer Wein nippt, während er sich Milch in den Kaffee schütten läßt.

Sie erhalten bereits kleine Geschenke, Vasen, Tortenschaukeln. Sie müssen sich dafür bedanken und Besuche machen. Dabei werden sie so oft abgefüßt, bekommen so oft Dessertwein und Gebäck angeboten, daß ihnen ganz übel wird. Man läßt sie auf Sofas Platz nehmen, um ihnen mitzuteilen, darauf hätten sich schon drei Generationen verlobt.

Wenn das Paar bemerkt, daß dieser Zustand allmählich unhaltbar wird, beschließt es, so schnell wie möglich zu heiraten.

Ihr linker und sein rechter Ärmel sind ohnedies schon stark abgewetzt.

Der reiche Vagabund

Skizze von Hermann Aellen.

Ein tiefer Fluß zog sich an einem im ersten Sommerlaub grünen Buchenwald hin, gemächlich, selbstsicher, wie ein Mensch, der unverdroffen und unbeschwert einem fernen, sichern Ziele zuwandert. Ueber den Fluß führte unweit davon eine hohe Brücke. Darüber schritten jeden Tag Menschen und wählten sich hoch erhaben, frei und erhöht über den Fluß, der da so träge immer im selben Bette lag. Nur einer war da, der achtete nicht darauf, lebte sein armes Leben abseits hellbesonnener Straßen und stolzer Brücken, die so hochmütig über tiefe Gräben und Schluchten führten, saß frohgemut am Waldrand, schaute vernonnen den Wassern zu, die sich so zielsicher fortbewegen, ohne sich zu rühmen, lauschte dem Gesang eines verliebten Finkenpärchens im Walde und lobte Gottvater, daß er den warmen Sommer erschaffen, in dem es sich so unbesorgt leben und in abseitigen Heuhütten so billig schlafen ließ. Auch, daß die Kirschbäume schon rot in Früchten lachten: „Nimm mich zu guten Händen!“ ließ er sich wohl gefallen.

Der solches tat, nannten sie Abraham Nichtswert, oder noch kürzer: Vagant. Er machte sich aber nichts daraus und lachte nur der Einfalt reicher Menschen, die seine Armut häßlich fanden und sinnlos.

Aber an diesem Tage trat die große Versuchung an ihn heran; Glücksfall würden es die Menschen nennen.

Wie Abraham Nichtswert nichts ahnend am geruhfamen Wasser saß und überdachte, wo er sich wohl für den nächsten Tag sein Kilo Kirschen unvermerkt holen könnte, trat ein gutgekleideter, vornehmer Mann auf ihn zu und überreichte ihm einen geheimnisvoll versiegelten Briefumschlag mit dem freundlichen Bemerkten: „Das ist für Sie.“ und rannte davon, bevor Abraham sich von der Ueberraschung erholt hatte und danken konnte. Er öffnete und fand sorglich in einen Briefbogen gefaltet zehn neue Tausendernoten, ein schweres Vermögen für ein Vagabundendasein. Im Begleitbrief aber war zu lesen:

„Mein Geldbesitz machte mich unglücklich. So will ich mich endlich vom Fluche des Geldes befreien. Meine nächsten Mitmenschen streckten alle gierig ihre heißen Hände nach meinem Besitz, und es ist ihnen gelungen, mit List und Verrat, mich zu berauben bis auf diesen Rest. Diesen schenke ich herzlich gern dem ersten armen Teufel, dem ich auf meinem Weg zum ewigen Vergessen begegne. Möge ihm der Schatz mehr Heil bringen, als dem Gebildeten, der meinte, Geld und Besitz sei höchstes

Glück der Erde. Ich habe für den holden Wahn gebüßt und bezahle ihn mit meinem Leben."

Abraham Nichtswert überlegte, wo er das Geld vergraben könnte für seine alten, müden Tage, denn es würde ihn vor dem Armenhaus bewahren und das war seine einzige Sorge gewesen. Da schreckte ihn ein wilder Schrei auf. Der fremde Herr hatte sich eilends über die Brücke geschwungen und war ins Wasser gefallen. Jetzt trieb er, ohne sich groß zu mühen, an Abraham vorbei.

Mit eins war der Vagabund aus Rock und Schuhen, sprang ins Wasser, den Selbstmörder zu retten.

Nach hartem Kampf mit dem Ertrinkenden, der sich gegen den Retter hartnäckig zur Wehr setzte, gelang es ihm endlich, den schlapp Gewordenen ans Ufer zu schaffen.

Er saß lange bei ihm an der Sonne, bis der Fremde aufwachte und er in tieftraurige, hilflose Augen sah. Da gab er ihm das Geld freudig zurück und lachte dazu: „Ist wenigstens nicht naß geworden, Herr“, stand auf, schwenkte frohgemut, wie ein von schwerem Amt Erlöster den flechtigen Filz und entwich in den tiefen Wald, piffte sich ein loses Liedchen dabei, als wäre nichts geschehen.

Der Fremde erhob sich beschämt, und neugestärkt dem Leben zurückgegebenen Schritt er mit dem beachteten Besitz nach Hause. Am andern Tag aber trug er das roten Bündel zur Gemeinde und verfügte wie ein Glücklicher, das Geld möchte Verwendung finden für durchreisende, arme Wanderburischen. Er, der reiche Arme schenkte es den reichen Vagabunden.

Weltwochenschau

Die Schweiz und die jüdischen Flüchtlinge.

In den vergangenen Wochen wurden zahlreiche Juden, namentlich aus dem angegliederten Oesterreich, von den deutschen Polizeiorganen systematisch über die Grenzen geschoben. Aller Mittel beraubt, meist auch der Schriften, trieb man die Verfehmten grenzwärts, und wo noch eine Lücke existierte, schlüpfen die Ärmsten eben durch. Es steht fest, daß die deutschen Organe die Flüchtigen wissen ließen, an welchen Stellen keine schweizerischen oder französischen Wächter stünden. Das Stück St. Gallen jenseits des neuen Rheinkanals um Diepoldsau, gewisse Striche im Schaffhausischen und bei Basel wurden von vielen Hunderten erreicht. Und wenn es nicht zu bunt geworden wäre, würde das Hinüberschieben heute noch andauern.

Als nach der Sperre durch die verstärkten Grenzwächter keine Lücken mehr bestanden, wählten einzelne den Flugweg und landeten in Dübendorf. Die Swissair ist angewiesen, in Stuttgart und Wien zum Rechten zu sehen, damit keine Mitteillosen mehr einsteigen. Der vorgewiesene Paß genügt also nicht mehr.

Auch das Manöver, die Leute per Bahn in den Basler Badischen Bahnhof zu führen und nachher außerhalb des deutschen Areal auf Schweizerboden zu stellen, ist abgestellt worden. Somit stünde nun wenigstens äußerlich wieder alles „in Ordnung“. Die Ueberflutung, von einer landfremden Polizei inszeniert, ist von unserer Polizei aufgehalten. Nur noch einzelne Leute kletterten z. B. über den Rhätikon und stiegen in trostlosem Zustande nach Küblis hinunter.

Wird es uns zur Ehre gereichen, diese traurige Lage einfach so zu lösen, daß wir die Leute an den Grenzen zurückweisen und der Gestapo in die Arme jagen? Es sind Fälle bekannt geworden, wonach die Verdamnten bei schwerer Strafe versprochen, das Land zu verlassen und nicht wieder zu kommen. Diese schwere Strafe heißt heute „Dachau“. Barmherzigkeit gibt es nicht. Ein solches Versprechen dient einfach als Falle, um nachher Konzentrationslager verfügen zu können. Jeden, den wir aufnehmen, bewahren wir vor grauenhaftem Schicksal.

Es stimmt, wir können die verfolgten Zehntausende nicht alle aufnehmen. Aber etwas anderes können wir tun.

An unsern Behörden und unsern diplomatischen Vertretern in aller Welt ist es, dafür zu sorgen, daß die Anregungen von Evian in rasche Tat umgesetzt, daß sofort Stellen geschaffen werden, die soviel Verfolgte wie möglich aufnehmen. Dann können wir sie einlassen und rasch weitergeben. Der dringliche Appell an die gesamten Völker der Welt, die noch nicht dem Rassenwahn erlegen sind, ist unsere auf die Nägel brennende Aufgabe. Mit der formalen Erledigung des Landeschutzes gegen „mittellose Einwanderer“ und dem strikten Verlangen nach gültigen Schriften weisen wir uns vielleicht als Leute von „Ordnung“, aber nicht von „Herz“ aus. Die Verfolgten müssen „durch“, auch wenn wenige hier bleiben können. Und wenn wir vorläufige Lager, wie vor Jahren die Internierungslager bilden müßten . . . wir müssen etwas tun!

Zwölf Wochen Manöver!

Eine Million und 700,000 Mann deutscher Truppen, stehende Armee und Zivilisten, sind zusammengezogen worden, um für den „Ernstfall zu üben“. Hunderttausende von Arbeitern arbeiten an weitem Befestigungen. Die „Berliner Illustrierte“ bringt Bilder von jenen „letzten Manövern“, die der ehemalige Kaiser vor dem Kriegeausbruch dirigierte. In Kiel wird der ungarische Reichsverweser Horthy gefeiert. Schiffe werden aus der Taufe gehoben, eines erhält den Namen „Tegethoff“, zur Erinnerung an den Admiral, der die Italiener schlagen sollte und so wenig Sieger war wie Herr von Tirpitz, der Erfinder des totalen deutschen U-Bootkrieges. Das andere wird „Prinz Eugen“ benannt, zu Ehren des Türkenbesiegers und zur Mahnung an eine Parallele, die angeblich zwischen Prinz Eugens Zeit und der heutigen bestehen soll: „Der Sturm aus dem Osten“ sei wieder abzuwehren; die Völker Mitteleuropas, Seite an Seite mit den Deutschen des neuen Großreiches, erfassen ihre „historische Mission“.

Alles Propaganda für das „unwandelbare Zusammengehen“ des Dritten Reiches und der ungarischen Magnaten gegen die Tschechen, damit die einen ihr „altdeutsches Königreich Böhmen und Mähren“ wieder einverleiben, die andern aber die slowakische Ecke der Stephanskronen wieder aufmontieren können. Und später, wenn der Ring geschlossen sein wird und Polen mitmacht, wird der neue Prinz Eugen, Herr Göring, gegen die neuen Türken, diesmal Russen genannt, marschieren. Welche Romantik, und welche Geschichtsfälschung!

Die finanziellen Sorgen des Dritten Reiches bilden, wie wir schon betonten, für die Machthaber nicht die Bremse, die sie für einen liberalistischen Staat sein würden. Die Börsenlage sei nicht mehr das Barometer der Wirtschaft, erklärt ein hoher Funktionär in Berlin. Der nationalsozialistische Staat werde gegebenenfalls das wirtschaftliche System ändern, wenn die Finanzierung nationaler Werke auf Schwierigkeiten stoßen sollte. Auf jeden Fall werde man sich zu helfen wissen. Und gegen Angstpsychosen oder gegen Sabotage kenne man Mittel, die nicht verfallen würden!

Das ist der Unterschied zwischen dem diktatorisch regierten und dem parlamentarischen Staat, den unsere bürgerlichen und sozialistischen Wirtschaftspolitiker nicht sehen wollen. Nach den klassischen Wirtschaftsgefechten müßten Italien und Deutschland bankrott sein, und zwar schon lange. Aber sie sind nicht bankrott! Die „Ankurbler“ schöpfen Milliarden um Milliarden „um“, nehmen sie und geben sie der Industrie wieder zu verdienen. Würden sie die gleichen Milliarden statt zur Kriegsmaterial-Herstellung zu produktiven Zwecken „umschöpfen“, der Volkswohlstand würde rasch steigen. Das Geheimnis dieses Systems wird die Zwangsstaaten, sogar trotz ihrer wirtschaftlich widersinnigen Produktion, (Kanonen statt Butter), noch lange existieren lassen, und zwar ohne Zusammenbruch!